

Gnade sei mit euch und Friede, von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus!

Liebe Gemeinde,

„Fremd ist der Fremde nur in der Fremde“. So sagt Karl Valentin, und er hat damit natürlich recht, wie immer. „Fremd ist der Fremde nur in der Fremde“. Das leuchtet nicht nur unmittelbar ein, es klingt auch beruhigend: *Nur* in der Fremde ist der Fremde fremd, sonst ist er es nicht. Wie ist es aber, wenn jemand *nur* in der Fremde ist? Ist er dann *nur* ein Fremder? Wir springen ein paar Tausend Jahre zurück und ein paar Tausend Kilometer nach Südosten. Wir springen nach Babylon, heute Irak, und wir springen in das sechste Jahrhundert vor Christus. Wir sind in einer großen Stadt, einer wirklich großen Stadt, der Hauptstadt eines wirklich großen Reiches. Und wie in jeder Großstadt gibt es in ihr viele Fremde: Menschen, die ihr Beruf hierher verschlagen hat, Menschen, die hoffen, in der Metropole ihr Glück zu machen – und Menschen, die nicht freiwillig gekommen sind. Sie wohnen in einem Bezirk ein bißchen außerhalb des Zentrums. Es sind die Ausländer, die der König bei seinen Strafexpeditionen gegen aufmüpfige Kleinstaaten in den fernen Westprovinzen als Gefangene mitgebracht hat. Unter ihnen ist auch eine Gruppe aus Juda. Sie werden nicht mehr schlecht behandelt von den Einheimischen. Sie sind längst keine Gefangenen mehr im eigentlichen Sinne. Es klirren keine schweren Eisenketten an ihren Füßen, sie sind auch nicht im Gefängnis eingesperrt – nur, nach Hause dürfen sie nicht. Sie sind fremd, sehr fremd in dieser Stadt. Hunderte Kilometer trennen sie von der Heimat, ein langer Weg, wenn man zu Fuß unterwegs ist, und ein gefährlicher Weg. Der Routenplaner im Internet warnt für die Strecke Jerusalem-Babylon: „Seien Sie vorsichtig. Auf dieser Route gibt es womöglich keine Bürgersteige oder Fußwege!“

Viele Fragen haben diese Verbannten: Wie wird es mit uns weitergehen? Wann können wir endlich zurück? Vor allem aber denken sie an die Heimat: Wie geht es zu Hause? Was machen wohl meine Verwandten, die dableiben konnten? Wer bestellt jetzt meinen Acker? Wer wohnt in meinem Haus? Ob der Olivenbaum im Garten noch steht? Und wie steht es in der Stadt?

In diese Situation hinein platzt ein Bote: „Post aus der Heimat!“ Ein Brief! Die Älteren von uns können sich sicher noch daran erinnern, wie das früher war, damals, in der Zeit vor skype-Telefonaten, vor „sozialen Netzwerken, ja, als es noch nicht einmal e-mails gab, damals, als man noch Briefe schrieb. Wie das war: fern von zu Hause – und dann ist da endlich der lang

ersehnte Umschlag im Kasten. Sofort sind alle voll gespannter Erwartung: Wer hat geschrieben? Was steht drin? Lies doch schon vor!

„Dies sind die Worte des Briefes, den der Prophet Jeremia von Jerusalem sandte an den Rest der Ältesten, die weggeführt waren, an die Priester und Propheten und an das ganze Volk, das Nebukadnezar von Jerusalem nach Babel geführt hatte. So spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels, zu den Weggeführten, die ich von Jerusalem nach Babel habe wegführen lassen: Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und eßt ihre Früchte; nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen, und gebt eure Töchter Männern, daß sie Söhne und Töchter gebären; mehret euch dort, daß ihr nicht weniger werdet. Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch euch wohl. Denn so spricht der Herr: Wenn für Babel siebzig Jahre voll sind, so will ich euch heimsuchen und will mein gnädiges Wort an euch erfüllen, daß ich euch wieder an diesen Ort bringe. Denn ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet. Und ihr werdet mich anrufen und hingehen und mich bitten, und ich will euch erhören. Ihr werdet mich suchen und finden; denn wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr, und will eure Gefangenschaft wenden und euch sammeln aus allen Völkern und von allen Orten, wohin ich euch verstoßen habe, spricht der Herr, und will euch wieder an diesen Ort bringen, von wo ich euch habe wegführen lassen.“

Das ist der Brief. Jetzt ist er verlesen, und es ist erst einmal ganz still, enttäuscht still. Keine Nachrichten aus der Heimat, nicht der kleinste Krümel. Und statt dessen? Es braucht eine Weile, bis die ersten begreifen, was sie da gerade gehört haben: Friede, Heil, Heimkehr, ein gutes Ende, ja, das klingt so gut. Aber wann? In 70 Jahren? Die Rechnung ist einfach: Ich werde das nicht mehr erleben. Meine Kinder auch nicht. Bestenfalls die Enkel werden die Heimat wieder sehen – und wird sie ihnen dann überhaupt eine Heimat sein können?

Liebe Schwestern und Brüder, wo ist Ihre Heimat? Was ist Ihre Heimat? Was macht eine Heimat zur Heimat? Viele von uns werden in ihrem Leben schon umgezogen sein, und die meisten von uns sicher nicht nur einmal. Vielleicht kennen sie das Gefühl, dabei die Heimat verloren zu haben. Vielleicht haben Sie sie behalten können, kommen ab und an dorthin zurück und wissen: Hier ist sie. Hier gehöre ich hin. Vielleicht kommen Sie aber auch an einen Ort, der Ihnen früher Heimat war und spüren: Etwas hat sich geändert. Ich kenne mich zwar aus, weiß, welche Gasse auf welchen Platz führt, aber: Ich gehöre hier nicht mehr hin. Was einmal Heimat war, ist mir fremd geworden – oder ich ihr.

Was macht für Sie Heimat aus? Ist es ein bestimmter Blick, oben vom Steiger über Erfurt und das Thüringer Becken hin, mit der Kulisse von Dom und Severi? Sind es die Menschen? Bekannte, Verwandte? Sind es vielleicht Gerüche, die Ihnen sagen: Ja, ich bin zu Hause?

Dieses Gefühl, zu Hause zu sein, hat viel mit Sicherheit zu tun. Es ist das Wissen: Hier und jetzt muß ich mich nicht verstellen, muß keinen Erwartungen genügen. Ich bin geborgen und genau an dem Platz, wo ich hingehöre. Ich bin kein Fremder in der Fremde.

Dieses Gefühl kann verloren gehen – auch ohne Umzug von einem Ort in einen anderen. Auch wenn ich das große Glück habe, mein ganzes Leben in Erfurt verbringen zu können, kann ich doch die Heimat verloren haben. Auch dann kann mir meine Welt zur Fremde werden, auch dann kann ich mir selbst fremd werden.

Jeder, der sich dessen bewußt wird, eines Tages sterben zu müssen, verliert seine Heimat. Das Gefühl, genau an dem Platz zu sein, an den ich in dieser Welt hingehöre, ist mit dieser Einsicht dahin. Die Welt wird später auch sein, ich aber nicht mehr. „Ich bin ein Gast auf Erden“, sagt der Beter in Ps 119. Ein Gast, ein Fremder, nicht zu Hause. Diese Erkenntnis kommt manchmal ganz plötzlich, wie ein Schock – wie die Erkenntnis der Hörer von Jeremias Brief: „70 Jahre? Ich werde das nicht mehr erleben.“

Das klingt wie eine Einladung, in herbstlicher Düsternis zu versinken. Aber das will Jeremia nicht. Er will nicht, daß seine Hörer und Leser auf das ferne, gute Ende starren, das jenseits ihrer Lebenszeit liegt. Er vertritt nicht die Haltung, das Jammertal sei bloß zu ertragen, um dann, in ferner Zeit, jenseits der Zeit, in die wahre Heimat einzugehen.

Babylon wird für die Verbannten nicht zur Heimat werden, auch nicht zu einer Ersatzheimat. Aber auch in Babylon kann Heimat hier und da aufblitzen. Sie kann geschaffen und gestaltet und gelebt werden: Baut Häuser! Pflanz Bäume! Heiratet und gebärt Kinder! Mit einem Wort: Lebt! Tragt dazu bei, daß die Fremde, in der ihr lebt, Momente von Heimat gewinnt, indem ihr euch für sie engagiert, ihr Bestes erstrebt, auch im Gebet. Blickt auf das gute Ende, aber laßt den Blick dabei nicht starr werden, vergeßt nicht die Gegenwart.

Jesus führt diese Aufforderung Jeremias weiter. Das Stück aus der Bergpredigt, das wir vorhin gehört haben, ist wie eine Auslegung zu Jeremias „Suchet der Stadt Bestes“. Wie kann es möglich werden, daß hie und da Heimat aufblitzt, für einen Moment oder auch für zwei? Es geschieht dann, wenn Fremdheit überwunden wird. Es geschieht in den Momenten, in denen ich mir selbst nicht fremd bin. Es geschieht in den Momenten, in denen der Fremde, der Bedrohliche, der Feind, keiner mehr ist. „Fremd ist der Fremde nur in der Fremde“, heißt im Umkehrschluß eben auch: Ist mir der Fremde nicht mehr fremd, ist er auch nicht mehr in der Fremde. Ein Stück Heimat blitzt auf.

Das ist alles andere als einfach. Ich weiß sehr gut: Das Gefühl der Heimatlosigkeit kann so stark sein, daß es jedes andere Gefühl ausschaltet und keinen Willen und keine Kraft mehr übrigläßt. Und ich weiß auch: Manchmal ist es einfach leichter, sich im Gefühl der eigenen Unbehaustheit zu baden. Das kann sehr christlich aussehen oder auch chic existentialistisch daherkommen, mit schwarzem Rollkragenpullover und filterlosen Zigaretten. Im Sinne Jeremias und Jesu aber ist es nicht. Fremdheit zu überwinden, Heimat zu gewinnen, das ist viel schwerer. Aber den Versuch lohnt es allemal.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.